Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 25

Artikel: Jean Jacques Rousseau : 1712-1778

Autor: Brugger, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637402

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jetzt stieg ich vollend aus dem Bett, und selbander suchten wir die Höschen. Im Schlafstüblein, in der Wohnstube, bis wir an den großen Kirschbaumschrank kamen, wo sonst auch die Zuckerbüchse war; aber der Schlüssel steckte nicht im Loch. Lange standen wir vor der verschlossenen Tür und griffen mit den Fingerlein ins Schlüsselloch, klopften wohl auch an den Kasten, als ob ein Geist oder Zwerglein von drinnen öffnen könnte.

Eine Weile schauten wir einander ratlos an: da verfinsterte sich Madelis Gesicht: „Du machst immer so dumme Sachen: jetzt bist du krank, und nundig, als wir deiner Mutter die schweren Steine in den Garten tragen mußten, warst du z'weg!"

„Ich wüßte wohl was . . . Aber nein!" Ich fühlte, wie das Blut mir die Wangen färbte. Nein, das sagte ich nicht! Aber Madelis Schlaukopf hatte es schon erraten. „Wo ist dein Röcklein?"

Ich hätt' ihm alle Wurmzeltlein auf der Welt um dieses Wort gegeben, obschon ich Bedenken hatte, wieder ein Mädchen zu werden und wußte, daß mich der Schangli auslachte. Aber das Wasserrad und die jungen Hühnlein wurden mir immer wichtiger. Und die Sonne schien auch so schön, und weit draußen in einer Wiese oder in einem grünen Gebüsch sang und jodelte ein Knabe, vielleicht gar der Schangli. Und daß mir die Mutter meine Höslein versteckt, das empörte meine zarte Mannesehre.

Schon hatte Madeli das Röcklein, das ich seit Monaten nur noch in ganz seltenen Fällen statt der Höslein trug, aus einem Winkel gezerrt. Wie eine Mutter stellte es sich vor mich hin: „Seh, schlüpf hinein!" Nein, das Röcklein konnte ich doch selber anziehen; aber es ging doch nicht, ohne daß mir Madeli die Aermel hielt und die wenigen noch vorhandenen Knöpfe eintat.

Dann stiegen wir selbander aus dem Fenster. Ich voran, achtete mich wenig der herabfallenden, Madelis Abstieg erschwerenden Scheiter und schwenkte rasch um die Ecke. Erst hinter dem Haus, wo kein Ausblick nach der Heuwiese ging, warte ich ihm mit klopfendem Herzen und da ich spürte, daß mein Nimbus bei Madeli ziemlich stark verblaßt, fühlte ich das Bedürfnis, mich irgendwie bei ihm in Respekt zu setzen und da fing ich denn mit Entrüstung und großen schallenden Worten an, über Schangli zu lärmen, und ich schimpfte mich wirklich auch in eine ganz währschafte Kampfstimmung und etwelche Tapferkeit hinein, sodaß ich, kaum des keuchend mir folgenden Mädchens achtend, geradewegs dem Bach zustrebte, der bald eng und rasch und weißen Schaum aufwerfend zwischen den grasigen Ufern hindurchschlüpfte, dann behaglich, halb unter hängenden Haselstauden, halb unterm weiten Sonnenauge ruhend, mit seinem Wasserspieglein spielte und warme wonnige Schlupfwinkel bildete für eine kleine Lebewelt: Gröplein und Fischlein, Mücken und badende Kinder.

Gerade durch die Wiese beinelte ich dem Bache zu. Nur einmal hielt ich auf halbem Wege an; mir war gewesen, ich hätte Madeli hinterm Rücken verdächtig kichern hören. Ich schaute mit schiefem Blick zurück und dann mit prüfenden Augen an meinem Gewand herab, begriff es aber nicht, daß eines lachen konnte über mein Röcklein, das kaum zu den Knieen reichte und meinen Zappelbeinchen freien Spielraum ließ.

„Komm du jetzt," herrschte ich es an, „oder sonst kannst zum Schangli gehen, wenn du lachen willst!" Denn ich war wirklich böse geworden und wenn ich's ehrenvoll gekonnt, ich hätte rechtsum gemacht mit meinem verletzten Männerstolz.

(Schluß folgt.)

Jean Jacques Rousseau. 1712–1778.

Von Hans Brugger, Bern.

I.

Auf der Poststraße, die von Pontarlier über den Juraeinschnitt herüberführte nach der waadtländisch-bernischen Vogtei Iferten, rollte ein bescheidener Reisewagen mit einem einzigen Insaßen. Dieser konnte kaum erwarten, bis das Fuhrwerk die Höhe erreicht hatte, wo im Süden die weißen Alpenriesen sichtbar wurden und bis er den sichern Schweizerboden unter die Füße bekam. Es war an einem Junitag 1762. Der Reisende, ein Flüchtling, der so sehnlich nach dem Grenzstein ausschaute, war von mittelgroßer Figur und trug ein graues, sauberes, fast bäuerliches Gewand. In dem wohlgeformten, schon etwas gealterten Gesicht des 50jährigen Mannes blickten aus tiefen Höhlungen zwei kleine, ungemein bewegliche schwarze Augen. Diese erspähten schon von weitem den Stein, der auf der einen Seite das Lilienwappen der Bourbonen und auf der andern den Bernerbären aufwies. Dort ließ er den Wagen anhalten. Er stieg aus und in der Freude, nunmehr der Gefahr entronnen zu sein, warf er sich auf den Rasen nieder, küßte den Schweizerboden und rief: „Himmlischer Beschützer der Tugend, dich preise ich, daß ich wieder das Land der Freiheit betrete!" — Der Kutscher hielt ihn für verrückt. So etwas war ihm noch nie zu Gesicht gekommen. Dieser anscheinend Verrückte war aber J. J. Rousseau, dessen Ruhm sich damals über ganz Europa verbreitete.

Wie ein Roman liest sich der Lebenslauf dieses merkwürdigen Mannes. Die gebildete Welt feiert nächsthin (28. Juni) seinen 200. Geburtstag. Das an bedeutenden Männern so reiche Genf nennt ihn seinen berühmtesten Sohn. (Calvin war ja Ausländer). Er war der Sohn des Uhrenmachers Isaak Rousseau und entstammte somit dem Kreise jener Industrie, die heute die größte und blühendste der Westschweiz ist. Seine Geburt aber kostete einer edlen und schönen Frau das Leben. Lange hatte Isaak Rousseau um die Pfarrerstochter werben müssen, und schon so früh verlor er sie. Durch das ganze Leben seines Sohnes geht ein Sehnen nach nie genossener Mutterliebe. Der Vater besaß wenig erzieherisches Talent und mußte eines Streithandels wegen bald Genf verlassen. Es war für den 10jährigen Knaben kein Schaden, daß er unter die Fürsorge anderer Verwandten kam, die ihm gute Schulbildung und gemütvolle Auferziehung angedeihen ließen. In seiner Selbstbiographie «Les Confessions», dem Werk seiner Alterstage, verweilt er mit Vorliebe bei seinen Jugenderinnerungen. Im Mittelpunkt dieser Aufzeichnungen steht das mauerumgürtete, trutzige Genf mit einer Bürgerschaft voll heißer Vaterlandsliebe und unbegrenzten Opfermutes. Noch war hier das Andenken an die Escalade von 1602 durchaus lebendig. Unabhängigkeitsgefühl und ein gewisses Mißtrauen gegenüber der Umwelt sind Charakterzüge, die sich auch in Rousseau wiederfinden. Die strengen Sitten der Calvinstadt waren damals noch wenig gemildert. Noch wurden dort Trunkenbolde in Eisenkäfigen auf dem Molardplatze ausgesetzt, und als 1768 das erste neuerrichtete Theater

in Brand gesteckt wurde, war das Volk um keinen Preis dazu zu bewegen, beim Löschen zu helfen. Dieses Sittenrichterliche steckte auch in Rousseau, wenn er später wider den Luxus stritt, der da verpraßt, was andere Menschen zu wenig haben.

Nicht freudlos verstrich Rousseau's Jugend. Am meisten rühmt er die zwei Jahre, die er bei seinem Oheim Bernard in dem Landpfarrhaus zu Bossey verbrachte. Hier erschloß sich sein Herz jener Liebe zur freien Natur, deren größter Verkündiger er nachmals wurde. Mit 16 Jahren kam der gefühlsweiche Jüngling zu einem Graveur in die Lehre. Nicht ohne Grund vertrat er später die Ansicht, es sollte jeder Mensch, welchen Standes er auch sei, irgend ein Handwerk verstehen. Er erwarb sich eine sehr schöne Handschrift. Sein Meister war aber von unerbittlicher Genauigkeit und fuhr ihn öfters rauh an, wenn er von seinen Streifereien über Land zu spät heimkam. Eines Sonntagabends im März 1728 fand der Jüngling, als er von einem Ausflug heimkam, das Stadttor geschlossen. Aus Furcht vor der Strafe kehrte er nicht mehr zum Meister zurück und ergriff die Flucht nach dem Savoyischen. Die Irrfahrt seines Lebens begann, doch nie verlor er die Liebe zu seiner Heimatstadt. Wie 50 Jahre später Schiller aus Stuttgart, so entwich Rousseau aus Genf; keiner von beiden wäre ohne Verpflanzung auf neuen Boden das geworden, was sie später wurden. Savoyen konnte einem Rousseau einiges geben und in ihm erwecken, was Genf nicht vermochte: die dichterische Empfindung. Unter seinen stets nur über politische und theologische Dinge räsonierenden Mitbürgern wäre ihm diese wohl nie gekommen. In Savoyen lösten sich ihm die Schwingen dichterischer Phantasie. Hiezu half auch die Gemütswärme, die ihm in dem Heim seiner mütterlichen Freundin, der Frau von Warens, entgegenkam. Diese nach Körper und Geist wohlgebildete Dame nahm den Jüngling in ihr Haus auf und so oft er sich auch von diesem entfernte, immer wieder kehrte er dahin zurück. Dies geschah viele Jahre hindurch, bis er 1741 nach Paris übersiedelte und dort in rauher Schule, langem Suchen und Tasten die Technik des Schriftstellers erlernte.

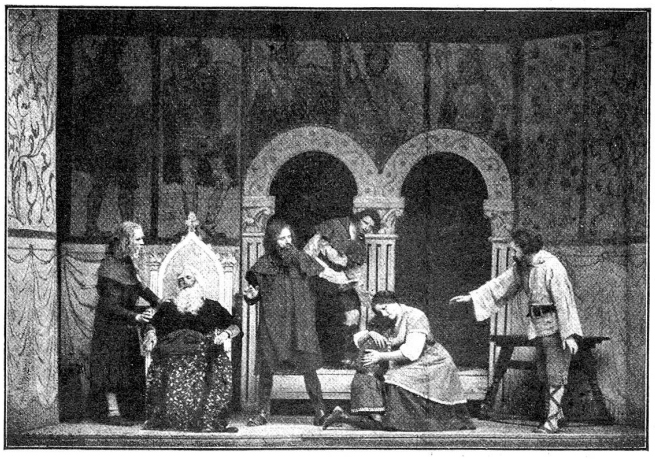
Frau von Warens, die er gern seine „Mama" nannte, war eine Schweizerin und stammte aus der Waadt, wo sie unter Eindrücken eines dort verbreiteten Pietismus erwachsen war. Sie beeinflußte Rousseau besonders nach der religiösen Seite hin, indem sie trotz Uebertritt zum Katholizismus, der nur ein äußerlicher war, sein Interesse für eine reine Religion des Herzens und Gemüts unter Hintansetzung aller bloß verstandesgemäß erfaßten Dogmenbegriffe gewann. Es war jene Anschauung, die später in seinem „Bekenntnis eines savoyardischen Vikars" ihren großartigen Ausdruck fand. Der Jüngling ließ sich bestimmen, ebenfalls zum katholischen Glauben überzutreten, wodurch er sein Fortkommen zu erleichtern hoffte. Was er aber im Hospiz zum hl. Geist in Turin sah und erlebte, erfüllte ihn mit Abscheu vor dem klösterlichen und offiziellen Katholiszismus. Mit Eifer ergab er sich der Musik, versuchte sich als Lehrer in Lausanne, von wo aus er die entzückend schönen Ufer des Leman auf und nieder wanderte und öfters im „Schlüssel" zu Vivis einkehrte. Diese Wanderstudien verwob er später in den großen Roman die „Neue Heloise". Dann aß er in Neuenburg ein karges Musiklehrerbrot. In Boudry traf er mit einem griechischen Geistlichen zusammen, der ihm auf italienisch mitteilte, daß er Gelder sammle für die Grabeskirche in Jerusalem und ihn bat, sein Dolmetsch zu sein. Er ließ sich nicht zweimal bitten. Sie machten sich auf den Weg nach Bern, wo der arme Musikant am Tisch der feinen Herberge zum „Falken" sich wieder einmal recht satt essen konnte. Sie blieben hier mehrere Tage und mußten bei den einflußreichsten Herren vom Rat persönlich vorsprechen. Es blieb dem Archimandriten nicht erspart, sein Anliegen auch vor dem versammelten Kleinen Rat vorzubringen. Er nahm seinen Dolmetsch mit sich ins Berner Rathaus. „Darauf war ich nicht gefaßt," erzählt Rousseau in seinen Bekenntnissen, „welche Verlegenheit für einen schüchternen Menschen, öffentlich zu sprechen und zudem noch vor dem Senat von Bern, sofort und ohne eine Minute Vorbereitung! Mußte ich denn nicht verstummen? Doch nein. Ich scheute mich gar nicht und trug ganz knapp und klar den Wunsch des Prälaten vor. Ich lobte die Frömmigkeit der Fürsten, die ihre milde Hand bereits aufgetan hatten und verhieß den Segen des Himmels den Exzellenzen von Bern, wenn sie sich an dem Liebeswerk beteiligen wollten, das allen Christen ohne Unterschied der Konfession teuer sein müsse. Ich sprach nicht ohne Erfolg. Der Geistliche erhielt ein ansehnliches Geschenk. — Voilà la seule fois de ma vie que j'aie parlé en public et devant un souverain, et la seule fois aussi peut-être que j'aie parlé hardiment et bien». — Es war nur schade, daß der damals 20jährige Rousseau seine Mühe und Beredtsamkeit an einen geistlichen Schwindler verschwendete, den bald darauf der französische Gesandte Herr von Bonac in Solothurn entlarvte. Mit einer Empfehlung Bonacs reiste er dann zum erstenmal nach Paris. Bald kehrte er von diesem „Steinhaufen" nach Savoyen zurück und machte sich, in verschiedenen Wissenschaften Kenntnisse sammelnd, seiner „Mama" so nützlich als möglich. Mathematik zügelte sein zerfahrenes Denken. Er trieb Botanik und Musiktheorie. Pflanzen waren im Alter dann seine liebsten Freunde. Er begann auch zu dichten und zu komponieren.

(Schluß folgt.)

Die Tellspiele in Interlaken.

Die Zeiten sind vorbei, wo man sich über die Berechtigung und den künstlerischen Wert der Freilichttheater stritt. Heute weiß man durch die Erfahrung, daß diese Art der Darbietung eines dramatischen Kunstwerkes ebensosehr den Forderungen der strengen Kunstkritik genügen kann wie das Spiel in einem geschlossenen Theater. Im Kampfe für und wider das Freilichttheater einigte man sich auf die Formel: Beides ist gut; das eine tun und das andere nicht lassen; gebt der Freilichtbühne, was der Freilichtbühne gehört und der geschlossenen Bühne, was der geschlossenen Bühne gehört. Mit andern Worten: Es handelt sich in der Streitfrage nicht um die Ersetzung der überlieferten Bühnenform durch eine neue, sondern nur darum, gewisse Bühnenstücke wirksamer aufzuführen, als es bisher geschehen, und zwar mit Hülfe einer neuen Bühneneinrichtung.

Wenn auch die Freilichtbühne im Rugenpark nichts Neues darstellt, so bedeutet das Werk immerhin eine höchst bemerkenswerte Etappe in der Geschichte der Freilichttheater-Bewegung. Zunächst ist zu konstatieren, daß sie der erste



Tellspiele in Interlaken: IV. Akt, 2. Szene. Tod Attinghausens (Hans Aerni).